

Studentengeneration 2010 – Werte und Orientierungen

(1) Einführung und Fragen

Jede neue Generation ist den Älteren, Senioren oder Professoren, erst einmal ein „Rätsel“. Insofern sind alle Aussagen über sie, je allgemeiner gehalten, desto mehr dem Verdacht ausgesetzt, eher etwas über die Sorgen der Älteren zu verraten als Befindlichkeiten der Jugend bzw. der Studierenden zutreffend darzustellen. Dann ist es leicht möglich, dass zwei Banalitäten als Ergebnis verkauft werden: Entweder: „die Jugend wird immer schlechter“ oder „die Jugend ist besser als ihr Ruf“. Gegenwärtig ist offenbar wieder die zweite Variante in Mode.

In Zeiten des Wandels und einer ungesicherten Kontinuität wird die Frage nach den Haltungen, Werten und Orientierungen der neuen Generation verständlich und wichtig, nahezu unabweisbar für den sozialen Austausch: Was fangen sie mit der Welt an, wohin treiben sie die Gesellschaft und was machen sie mit uns?

Fünf Fragenkreise will ich behandeln und versuchen, wenigstens einige Züge im Profil dieser Generation Studierender, zum Teil pointiert, aber möglichst zutreffend nachzuzeichnen.

Zuerst stehen die Grundwerte und die Tugenden im Mittelpunkt: Was ist den Studierenden wichtig, was gleichgültig, was lehnen sie ab?

Zweitens: Wie sehen sie die Verwirklichung solcher Werte in unserer Gesellschaft und welche sozialen Mechanismen sind für sie am Werke?

Drittens: Wie sicher sind sie sich ihrer Werte – wo bestehen Spannungen und Widersprüchlichkeiten: im Einzelnen wie zwischen Gruppen?

Dann viertens: Welche Grundachsen der Befindlichkeiten, der Bindungen und Verantwortungen, des Engagements können wir erkennen?

Schließlich, fünftens: Was sind auffällige Züge dieser Generation, worin unterscheidet sie sich von früheren – und was können wir von ihr erwarten?

Mit meinem Beitrag, in dem ich auf Fragen nach den Werten und Orientierungen der Studentengeneration 2010 eingehe, komme ich direkt aus der Werkstatt. Die Daten wurden in diesem Sommer speziell zur Ergänzung und Vertiefung des Studierendensurveys erhoben, dank auch der

Kooperation mit HIS. Ich werde daher Befunde vorstellen, zu den Grundwerten und zu gesellschaftlichen Orientierungen der Studierenden, die wirklich neu sind, in Teilen daher auch vorläufig. Umso gespannter bin ich auf Ihre Nachfragen und Deutungen in der Diskussion.

2 Grundwerte: Prioritäten und Dimensionen

Die Grundwerte geben darüber Auskunft, welche Art der Lebensformen und Lebensbedingungen für die Studierenden wichtig sind, etwa Freiheit oder Gleichheit, Reichtum oder Schönheit, Sicherheit oder Abenteuer. Die Grundwerte über die Art der Lebensformen weisen in der Studentenschaft insgesamt eine klare Stufung auf: Manche werden fast einvernehmlich und entschieden vertreten, andere werden von einigen befürwortet, von anderen aber nicht akzeptiert und schließlich gibt es auch Werte, die nur eine geringe Unterstützung erfahren, den meisten gleichgültig sind oder abgelehnt werden. In der Studentengeneration 2010 (jedenfalls jene gut 10.000 Studierenden, die sich im Frühsommer 2010 an der Online-Befragung beteiligt haben) sind fünf Stufen der Akzeptanz oder Ablehnung deutlich voneinander abgesetzt. Es besteht also eine recht klare Hierarchie der Grundwerte in der heutigen Studentenschaft.

Die **meiste Wertschätzung** erhalten zwei Grundwerte: die **Freundschaft, also gute Freunde und Freundinnen zu haben**, und der **Friede (kein Krieg, keine Gewalt)**. Es sind 74% bzw. 71% der Studierenden, die sie als sehr wichtig einstufen – für weniger als 10% sind sie unwichtig (4% bzw. 9%). Für strenge Pazifisten mögen jene 9%, denen Frieden nicht wichtig ist, schon zu viel sein.

Ebenfalls hoch geschätzt folgen **zwei weitere Grundwerte**: die **Freiheit**, was meint, **unabhängig und entscheidungsfrei zu sein** zum einen (für 64% sehr wichtig), und zum anderen ein Leben in **Harmonie, ausgeglichen und mit sich im Reinen** (für 63% sehr wichtig). Demnach halten wir fest: Nahezu zwei Drittel der Studierenden vertreten Freiheit und Harmonie vehement; nur sehr wenigen sind diese beiden Werte gleichgültig (Freiheit nur 6%; Harmonie 9%).

Damit stehen für die heutigen Studierenden drei Werte im Vordergrund, die anhand der Anfangsbuchstaben leicht zu memorieren sind: Freunde, Friede und Freiheit. Vielleicht war die Losung der früheren Weltjugend-

festspiele, in der DDR bekannter als in Westdeutschland, nicht einmal so verkehrt, um die Jugend auch damals schon anzusprechen: „Mir i drushba“ hieß die Losung; übersetzt: „Friede - Freundschaft“ - freilich fehlte die „Freiheit“.

Nicht mehr ganz so eindeutig werden zwei Grundwerte eingeschätzt: Es handelt sich um die soziale **Gleichheit, genauer: gleiche Chancen für alle** (50%) und die **Sicherheit, um geruhsam und sorglos zu leben** (47%). Sie werden zwar von der Hälfte der Studierendenschaft sehr stark betont, aber ein merklicher Anteil (etwa ein Drittel) ist zurückhaltender, fast jeder fünfte eher abweisend: – Das sind erkennbar, politisch gewendet, sozialdemokratische Werte, sie gelten zwar recht allgemein, aber werden doch mit Vorbehalten versehen (bei 16% bzw. 18%).

Spannungsreich ist die Lage bei vier anderen Werten. Sie sind unter den Studierenden umstritten, weil ähnlich viele sie für sehr wichtig wie für unwichtig erachten. Es handelt sich um die **Aktivität, ein aufregendes Leben**, (29% sehr stark zu 25% wenig bis gar nicht); die **Unterhaltsamkeit, ein angenehmes und geselliges Leben** zu haben (29% zu 27%) und um die **Natur, d.h. die Einheit mit der Natur und praktisch gewendet der Naturschutz** (29% zu 33%).

Wenig verbreitet ist die Bedeutsamkeit von **Anerkennung, indem man Respekt und Bewunderung erfährt**, (18% sehr wichtig) und auch **Kreativität als gestalten, entdecken, erfinden** (24% sehr wichtig); denn für einen größeren Teil der Studierenden sind sie wenig bedeutsam: etwa für 40% bei der Anerkennung oder für 42% bei der Kreativität.

Was in der Gesellschaft viel gilt, wenn man dem Boulevard und einem Großteil der Medien folgt, das findet bei den Studierenden wenig Anklang: das ist der **Reichtum, ein Leben in hohem Wohlstand**, und die **Schönheit als ästhetisches Empfinden mit Stil und Kunst**: Nur jeweils 7% halten diese Werte entschieden hoch, aber 70% bzw. 68% sind sie mehr oder weniger unwichtig. Wir würden den Studierenden meiner Ansicht nach Unrecht tun, wenn wir in der Ablehnung vor allem eine „Neidkomponente“ hineininterpretieren; mir scheint es wirklich so: Studierenden ist die „Welt der Reichen und Schönen“ erst mal ziemlich egal, sogar zum Teil in der Präsentation abstoßend.

Frühere Stützen gesellschaftlicher Orientierung und Bindung sind dieser Studentengeneration fast völlig verloren gegangen: die **Tradition** mit Geschichtsbewusstsein und ein Achten auf die Sitten, ist nur noch 8% sehr wichtig, 66% können damit nichts anfangen. – Die **Religiosität, Glaube und Erlösung umfassend**, ist nur für 17% überhaupt wichtig, darunter nur für 7% sehr wichtig. Und die **Nationalität, gemeint als nationale Stärke und Behauptung** stellt nur noch für 3% einen herausragenden Wert dar; nicht mehr als 11% lassen sie noch als wichtig gelten; aber 85%, der größte Anteil überhaupt, will davon ernsthaft nichts mehr wissen.

Für „nationale Parolen“ klassischer Art (Rasse, Blut und Boden, Kampf-gemeinschaft) ist diese Studentengeneration überhaupt nicht zu haben. Anders: solche überindividuellen Größen, welche Wertorientierungen anbieten, werden kaum noch von den Studierenden nachgefragt: Das Ausmaß des Desinteresses beläuft sich bei Religiosität auf 83%, bei Nationalität auf 85%, bei Traditionalität immerhin auf 66%. Man kann von einem weitgehenden Wegfall früherer Stützen, heute würden die Studierenden sagen: Korsetts, der Werte sprechen. Man muss sie selbst auswählen und als verbindlich herstellen.

Das entspricht der Haltung: keine fertigen Muster zu übernehmen; sondern selektiv und nicht weiter verbindlich sich für Werte zu entscheiden – zudem nicht als Ausweis einer Zugehörigkeit (national oder religiös). Diese Merkmale gelten in Pässen noch als wichtige Zuordnungen und werden dort festgehalten, haben aber (längst) ihre soziale Verbindlichkeit in der Studentengeneration als identitätsstiftend verloren.

Zusammenhänge und Dimensionen: Überraschungen

Die Vielzahl von Grundwerten, ich habe jetzt 16 behandelt, legt die Frage nahe, ob sie miteinander in Beziehung stehen und sich zu Grundüberzeugungen bündeln. Für die 16 Grundwerte ergibt sich aufgrund der studentischen Stellungnahmen eine dreidimensionale Aufteilung, für die sich jeweils die bestimmenden Werte benennen lassen.

Die erste Dimension ist durch das Zusammenspiel der Werte Frieden, Gleichheit, Harmonie und Natur bestimmt. Bei der zweiten Dimension stimmen Unterhaltung, Aktivität, Reichtum; zudem Anerkennung und

Freundschaft zusammen. Und die dritte Dimension führt Traditionalität und Nationalität eng zusammen, Religiosität mit einbeziehend.

Es fällt nicht sonderlich schwer, diese drei Grundmuster zu erkennen: das Muster der sozial-grünen Versöhnlichkeit – als „Gutmenschen“ deklariert oder geschmäht, rot-grün politisch gewendet; das Muster der liberal-pluralistischen Haltung mit dem Einschlag zu Wettkampf und Erfolg; dann die traditionalistisch-konservative Haltung, die von manchen (wieder) gesucht wird, bei den Studierenden aber kaum zu finden ist.

Diese drei Grundmuster zeichnen sich nicht durch eine hohe Varianz aus, wie sollten sie auch bei überwiegender Zustimmung, aber es sind bezeichnende Abgrenzungen, die potentielle Konfliktlinien markieren.

All dies mag noch wenig überraschend sein, aber eine Beobachtung, die mir erscheint, ist bemerkenswert – sie war so nicht zu erwarten: Obwohl gemeinsam an der Spitze der Wertehierarchie, werden Frieden, Freundschaft, Freiheit keine Einheit bilden; sie werden nicht selbstverständlich geteilt, sondern sind in verschiedene Grundmuster eingebunden: Der Frieden ist Teil der harmonisch-sensiblen Weltsicht, die Freundschaft gehört mehr der aktiven-kämpferischen Weltsicht an; und die Freiheit wird von beiden Grundrichtungen in Beschlag genommen. Dies besagt, dass Freiheit im jeweiligen Kontext etwas anderes meint, eine andere Färbung annimmt. Gerade das kann diesen Wert dazu prädestinieren, zum Konfliktstoff zu werden. Man bezieht sich zwar auf dasselbe, meint aber etwas anderes, versteht auch andere Folgerungen darunter.

3 Soziale Mechanismen: Einschätzung und Gültigkeit

Oft übersehen, aber als wertende Richtlinien ebenso bedeutsam, sind gesellschaftliche Mechanismen, die durchaus in Spannung zueinander stehen. Etwa der Wettbewerb auf der einen und die Solidarität auf der anderen Seite; oder der technische Fortschritt und die Wahrung von Natur und Umwelt.

Bei beiden Mechanismen hat es bedeutsame Veränderungen in den letzten Jahren gegeben: dass der **Wettbewerb die Solidarität** zerstöre, davon sind nur noch 29% überzeugt, darunter nicht mehr als 7% voll und ganz. Ebenso viele (27%) widersprechen dem. Dagegen stimmen mittlerweile 47% der Studierenden der Behauptung zu, dass es ohne Wett-

bewerb keine Anstrengung gebe (nur 19% glauben dies nicht). Im Zwiespalt zwischen Wettbewerb und Solidarität hat sich die Waage in den letzten Jahren eher zum Wettbewerb zu Lasten der Solidarität geneigt. Auch in anderen Bereichen ist ein Verlust an Solidarität festzustellen: etwa bei der Unterstützung der Entwicklungsländer, beim Einstehen für Kommilitonen, die auf Bafög angewiesen sind.

Noch größer ist die Verschiebung zwischen technischem Fortschritt auf der einen Seite und der Wahrung von **Natur und Umwelt** auf der anderen Seite. Die Gefahr moderner **Technologien**, insbesondere der Atomkraft, war sehr bewusst, mittlerweile wird wieder mehr auf den technischen Fortschritt zur Lösung von Problemen gesetzt, und zwar mehrheitlich. Dagegen ist der Einsatz für Natur und Umwelt stark zurückgegangen; das Umweltbewusstsein ist nur noch abgeschwächt vorhanden

4 Tugenden und Erziehungswerte

Das Universum der Werte können wir in zwei Koordinaten aufspannen: das eine sind Situationswerte, die klären welche Zustände wertvoll und wichtig sind; das andere sind Wertsetzungen über das soziale Handeln, etwa Selbständigkeit, Neugier, Ehrlichkeit.

Sie werden oft als „Tugenden“ bezeichnet und in der Philosophiegeschichte so abgehandelt. Sie stellen Richtgrößen für die Erziehungswerte oder Erziehungsprinzipien dar. Sie haben eine gewisse Korrespondenz zu den Grundwerten, etwa Selbständigkeit und Freiheit oder Durchsetzungsvermögen und Wettbewerb, aber sie gehen nicht zwingend ineinander auf.

Die Tugenden weisen ebenfalls eine klare Stufung auf, manches wird mehrheitlich stark befürwortet, anderes wird von den Studierenden nur wenig als wichtige Handlungsmaxime betrachtet. Drei Handlungswerte stehen gemeinsam an der Spitze der Wertehierarchie in der Studentenschaft: Sie haben jeweils über die Hälfte ganz entschiedene Befürworter (53% bis 58%) und nur sehr wenig, die davon nichts oder wenig halten: zwischen 6 und 9%); die übrigen sind auch dafür, aber nicht so enthusiastisch.

Es handelt sich um (ich hätte jetzt fragen können: was meinen sie?): die Wissbegierde, die Toleranz und die Kritikfähigkeit. Das sind eindeutig Werte, die der akademischen, ja für die intellektuelle Welt bezeichnend sind.

Ebenfalls auf weite Befürwortung stoßen die beiden Handlungswerte der Teamfähigkeit (49%) und des Einfühlungsvermögens (45%). Sie sind durchaus komplementär, beziehen sie sich doch auf das Verständnis für andere und die Zusammenarbeit mit anderen. Separierung und Vereinzelung, im Sinne eines egoistischen Individualismus, ist demnach nicht etwas, was die Studenten wertmäßig stark befürworten würden.

Drei weitere Werte haben einen umrissenen Kreis von Anhängern, der etwa bei einem Drittel liegt; sehr viele haben nichts dagegen, befürworten es aber auch nicht entschieden. Das ist bei der Anstrengungsbereitschaft (35%), der Phantasie (30%) und den guten Umgangsformen der Fall. Es ist bei dieser Studentengeneration nicht so, dass gute Umgangsformen keine Wertschätzung erfahren: nur 21% sind sie ziemlich egal (bei der Anstrengungsbereitschaft sogar nur 14% und bei der Phantasie immerhin 31%).

Schließlich finden sich drei Werte, die nur bei einem kleinen Kreis eine ganz hohe Wertschätzung genießen, bei diesen sind größere Teile weniger dafür: das ist die Internationalität (2% sehr dafür, aber 43% gleichgültig bis ablehnend); das Durchsetzungsvermögen (15% zu 43%) und am geringsten geschätzt: die Eigenwilligkeit (13% versus 49%).

Ziehen wir die dimensionale Analyse über die Werte heran, stellen sich zwei Dimensionen heraus, die als unterschiedliche Erziehungsstile bezeichnet werden können. Der eine Stil stellt die Toleranz und das Einfühlungsvermögen in den Mittelpunkt, verbunden mit Phantasie, Wissbegierde und Kritikfähigkeit, d.h. soziale und intellektuelle Kompetenzen werden als Ideale herausgestellt.

Der andere Stil setzt vor allem auf das Durchsetzungsvermögen und die Anstrengungsbereitschaft; dazu kann dann durchaus Eigenwilligkeit gehören, aber auch gute Umgangsformen sollten nicht fehlen.

Keinem dieser beiden Erziehungsstile eindeutig zuzuordnen sind die Teamfähigkeit und die Internationalität. Das besagt nichts anderes, als dass sie zum einen in einem durch Wettbewerb und Erfolgsstreben,

Stichwort Leistungsgesellschaft, eingefügt werden: also ein Team zum Siegen und die Internationalität um vorne zu stehen; zum anderen gehören sie zu einer Welt des Verständnisses, wobei Team dann Zusammenarbeit und Internationalität dann Austausch, Offenheit und solidarische Kooperation meint.

Ehe der Frage nachgegangen wird, welches Welt- und Menschenbild da bei den Studierenden aufscheint, seien einige Aufteilungen vorgenommen, die vielleicht zum besseren Verständnis verhelfen und aufzeigen, dass die Studentenschaft keine „homogene Masse“ ist, sondern sich unterschiedlich gruppiert darstellt, wobei neben dem Geschlecht und der besuchten Hochschulart vor allem die Fachzugehörigkeit unterschiedliche Werthaltungen zur Folge hat.

Studierende an Universitäten und Fachhochschulen weisen ein etwas differentes Profil auf: An den Fachhochschulen wird mehr auf Anstrengung, Umgangsformen, Durchsetzung und Teamfähigkeit gesetzt: also eine eher konventionelle Leistungsbereitschaft; an den Universitäten spielt die Phantasie, die Kritikfähigkeit, aber auch das Einfühlungsvermögen und die Toleranz eine etwas größere Rolle (Differenzen zwischen 4 und 9 Prozentpunkten; alle signifikant).

Immer wieder wird nach Unterschieden nach dem Geschlecht gefragt. Bei den Grundwerten sind einige bezeichnende Unterschiede vorhanden; die Studentinnen akklamieren einige Werte deutlich kräftiger als die Studenten: am größten ist die Differenz bei der sozialen Gleichheit, die Frauen durchweg, einige Männer zurückhaltend wertschätzen. Es liegt nahe, dass bei Einbezug der sozialen Gleichheit nach dem Geschlecht diese eher ein Anliegen der Frauen (90%) als der Männer (nur 75%) (geblieben) ist. Ebenfalls schätzen die Frauen den Frieden noch stärker ein als die Männer, nämlich zu 96% gegenüber 84% bei den Männern – Wenn man so will: Pazifisten sind eher unter den Studentinnen vertreten. Schließlich betonen die Studentinnen auch etwas mehr die soziale Sicherheit (denken sie an die Alleinerziehenden?), die Natur und die Harmonie als Werte der Lebensformen. Die Männer stellen nur einen Wert mehr heraus: das ist die Nationalität, die sie zu 20% für sehr wichtig halten, die Frauen aber nur zu 11%.

Bei den Tugenden differieren drei Werte ganz entschieden nach dem Geschlecht. Frauen ist es viel wichtiger, dass Einfühlungsvermögen, Toleranz und Teamfähigkeit das Handeln bestimmen – z.B. beim Einfühlungsvermögen über die Hälfte sehr wichtig (55%), bei den Männern ein gutes Drittel (37%). Alle anderen Erziehungswerte weisen keine größeren, bemerkenswerten Unterschiede auf. Hier wird für die Studentinnen die stärker soziale, sensible, harmonische Haltung erkennbar. Bei der Anstrengungsbereitschaft oder beim Durchsetzungsvermögen, auch bei der Wissbegierde gibt es keine Unterschiede, denn man hätte nach den traditionellen Rollenbildern dies eher zum Favoritenkreis der Studenten zählen können. Das mag bezeichnend sein: Die Studentinnen haben ein eigene Züge in ihrem Werteprofil, die Studenten weisen sie nicht auf.

Anhand der Werte, sei es für Lebensformen, sei es für Handlungsmaximen, bilden sich fünf Dimensionen, die jeweils ein eigenes Welt- und Menschenbild signalisieren. Sie grenzen sich zwar voneinander ab, sind aber in der Regel nicht sehr ausgeprägt. Es ist keine besondere Schärfe in diesen Bildern, was auch daran liegt, dass in großen Teilen über Geltung und Ablehnung von Werten unter den Studierenden Einverständnis besteht. Dabei wird zudem erkennbar, wie sich Grundwerte und Erziehungswerte mischen bzw. verbinden.

Der jeweiligen Dimension lässt sich zum Verständnis eine **soziale Figur** zuordnen: die größte Gruppe sind jene Studierenden, deren Menschen- und Weltbild sich durch idealistisch-sensible Gutmenschen“ bestimmt

Dem folgt die Gruppe der kritischen Intellektuellen, aber unideologisch, sondern pragmatisch: arbeitsam zugleich;

Die dritte Gruppe lassen sich als erfolgsorientierte Manager beschreiben, denen Reichtum, Anerkennung und Aktivitäten (das Feiern nicht zu vergessen) besonders viel gelten – sie bündeln keine Tugend in ihr Weltbild; das wäre zu interpretieren: mit allen Mitteln den Erfolg im Wettbewerb suchen und sich behaupten.

Eine spezifische Gruppe sind die ästhetisierenden Künstler. Für die Kreativität und Phantasie alles ist, und Schönheit eine große Rolle spielt.

Schließlich gibt es auch noch, allerdings unter Studierenden die kleinste Gruppierung, die nationalen Traditionalisten, die neben diesem Kern am stärksten die Umgangsformen und die soziale Sicherheit betonen und am meisten auch Religiosität vertreten.

5 Verwirklichung von Werten in der Gesellschaft

Bei der Geltung von Werten in der Gesellschaft ist zuerst zu fragen, wie es um die beiden zentralen gesellschaftlichen Werte steht: zum einen das Leistungsprinzip, zum anderen die soziale Offenheit.

Beides wird von den Studierenden überwiegend skeptisch betrachtet, dass jeder faire Aufstiegschancen habe, das überzeugt sie noch weniger als die Geltung des Leistungsprinzips, d.h. dass das Einkommen hauptsächlich von der Leistung abhängt. An die fairen Aufstiegschancen glauben 55% der Studierenden nicht, nur 20% bejahen sie. Das Leistungsprinzip sehen zwar 27% als vorhanden an, aber immerhin 40% verneinen seine Geltung.

Hier finden wir eine bezeichnende Differenz zwischen Studierenden an Universitäten und Fachhochschulen: Letztere betonen mehr (+6%p), dass der Wettbewerb zur Anstrengung reize und sie meinen mehr, dass das Leistungsprinzip gelte (+7%).

Für die Befindlichkeit und ihre Sicht ist nicht nur die Wertpräferenz aufschlussreich, ebenso wichtig ist die Einschätzung, inwieweit bestimmte Werte in der Gesellschaft verwirklicht sind. An erster Stelle steht dabei die Gleichheit und Freiheit, gefolgt von Solidarität und Sicherheit und schließlich ebenso Toleranz und demokratische Beteiligung, nicht zu vergessen den materiellen Wohlstand.

Für die Studierenden bestehen große Defizite, die aber zumeist nicht als außerordentlich gelten. Es scheint so, dass solche Mängel zwar konstatiert werden, aber als nicht so stark oder bedrohlich angesehen werden, dass dagegen etwas unternommen werden müsse.

Am meisten Defizite werden bei der sozialen Gleichheit gesehen, denn für 85% ist sie zu wenig, sogar für 34% viel zu wenig verwirklicht. Dies ist durchaus ein kritisches Potential in Stärke und Umfang.

Auch bei der Toleranz bestehen überwiegend Mängel, für 73%, darunter 24% in sehr starkem Maße.

Demokratische Beteiligung wie Solidarität weisen für zwei Drittel Defizite auf, bei der demokratischen Beteiligung weniger sehr große (15%) als bei der Solidarität (20%).

Am häufigsten erscheint die Freiheit den heutigen Studierenden in unserer Gesellschaft angemessen verwirklicht: für 57%, der höchste Wert; nur 6% halten sie für viel zu wenig, nur 1 % für zu hoch.

Gespalten ist die Studentenschaft in zwei ähnlich große Blöcke hinsichtlich der Verwirklichung von sozialer Sicherheit (als defensives Moment) und von materiellem Wohlstand (als mehr offensivem Moment). Die soziale Sicherheit halten zwar 47% für zu gering (nur 10% entscheiden), aber 39% auch für angemessen. Den materiellen Wohlstand halten 33% für zu gering, aber 38% für gerade richtig; immerhin 29% schätzen ihn als übertrieben ein.

Dass ein Wert übertreiben verwirklicht sei, konstatieren die Studierenden eher selten: am meisten beim Wohlstand, besonders selten bei der demokratischen Beteiligung und bei der sozialen Gleichheit. Hier in diesem Problemfeld sind auch am ehesten potentielle Protest- und Handlungsoptionen zu sehen, vor allem wenn die Studierenden sich selbst als Betroffene sehen.

Bei zwei Werten ist das Defizit der Verwirklichung derart, dass damit Spannung einhergehen, zwischen Hinnahme und Abwehr: das betrifft die soziale Gleichheit und die Toleranz. Für die Zukunft wird es bestimmend sein, wie die Studierenden mit diesen Defiziten umgehen. Gegenwärtig sind damit nur Ansätze von Protest und Ablehnung verbunden, vielleicht auch, weil es an Gegenkonzepten fehlt und traditionelle nicht mehr ausreichend erscheinen. Auch bremst die geringe Solidarität ein engagierte-res Einlassen.

Im Grunde haben die Studierenden das Leistungsprinzip immer geteilt, selbst wenn das studentische Leben mit Feiern und Parties nicht immer danach aussieht. Als gesellschaftliches Kriterium für Aufstieg und Anerkennung wird das Leistungsprinzip von den Studierenden am meisten befürwortet; vielen erscheint es aber in der Gesellschaft nicht angewandt, zwar beschworen, aber ohne Geltung. Daher ist der Eindruck von

sozialer Ungerechtigkeit weit verbreitet; offenbar wächst das Unbehagen, faire Aufstiegschancen gingen zurück.

6 Spannungen und Widersprüchlichkeiten

Die Studierenden sind in ihren Werthaltungen weder homogen noch lassen sie sich einfach über einen Kamm scheren. Spannungen., ja Widersprüchlichkeiten kommen in den Stellungnahmen der einzelnen vor; sie treten aber auch als potentielle Konfliktlinien (oder Koalitionsmöglichkeiten) zwischen Gruppierungen auf (die zudem an er einen oder anderen Hochschulart, in den Fächergruppen oder nach dem Geschlecht unterschiedlich präsent oder dominant sein können). Einige dieser Spannungen und Widersprüchlichkeiten will ich behandeln, weil sie mir für die soziale Dynamik weit bedeutsamer erscheinen als statische Verteilungen.

Im Zeitvergleich ist festzuhalten, dass die Streit- und Konfliktlinien in der Studentenschaft schärfer waren, gerade was die gesellschaftlichen Werte, Mechanismen und politischen Ziele betraf. Fast wie freundliche Brüder standen sich auf der einen Seite die Juristen mit den Ökonomen den Sozial- und Geisteswissenschaftlern auf der anderen Seite gegenüber. Die Ingenieure neigten eher zur ersten Gruppe, die Naturwissenschaftler hielten sich erst zurück, neigten dann aber zur zweiten Gruppe. Die eine, politisch gewendet, vertrat links-grüne Positionen ganz entschieden, die andere liberal-konservative ganz entschieden. Von einer großen Koalition keine Rede.

Dies ist der eine entscheidende Punkt im Wandel: diese Feindseligkeit ist nicht mehr da, die Studierenden haben noch vor ihrem Eintritt Haltungen versöhnlicher Art im Sinne einer großen Koalition vertreten: weniger antagonistisch-ideologisch, sogar in Konvergenz auf sozialdemokratisch-konventionelle Werte (etwa Familie, Sicherheit). Weil die eigene Position so ausgebaut war, erscheint die andere so bedrohlich. Wenn man weniger eine eigene Position entwickelt hat, erscheinen andere Positionen eher möglich und „auch“ vertretbar.

Die Studierenden sind sich weithin darüber im Unklaren, wie die gesellschaftliche Entwicklung weiter gehen soll, für was sie sich einsetzen könnten. Bei all dem sind sie aber sehr aufgeschlossen und unvoreingenommen, orientieren sich multikulturell und international – und sie blei-

ben misstrauisch gegen einfache Parolen. Die einst ausgeprägte kontroverse Lagerbildung, etwa zwischen Juristen und Ökonomen auf der einen, Sozial- und Geisteswissenschaftlern auf der anderen Seite. Es werden weniger Feindbilder produziert, auch nach außen im Verhältnis zu anderen Kulturen.

Die andere bedenkenswerte Entwicklung besteht darin, dass in der Brust des einzelnen, also auf der individuellen Ebene, den deutschen Studierenden nun eher zwei Seelen miteinander vereinbar erscheinen. Diese Vereinbarkeit von scheinbar Gegensätzlichen, das hat übrigens mit der deutschen Wiedervereinigung eingesetzt und wurde vornehmlich zuerst von den ostdeutschen Studierenden eingebracht, sie waren darin Vorreiter, die Entwicklung zum Einvernehmen (positiv gesagt) oder zur Gleichgültigkeit (negativer formuliert) hat sich seit der Jahrtausendwende in der gesamten Studentenschaft verstärkt fortgesetzt.

Bei den Motiven handelt es sich um die gleichzeitige Vertretung von materiellen und ideellen Motiven, simpel: von Geist und Geld; bei den gesellschaftlichen Mechanismen werden Wettbewerb und Solidarität weniger antagonistisch gesehen.

Vor nicht allzu langer Zeit hat die Mehrheit der Studierenden den technischen Fortschritt zunehmend mit Misstrauen, ja mit Angst und Sorge betrachtet. Die Gefahren durch die Technik wurden weit höher als deren Nutzen eingeschätzt. Das hat sich erheblich gewandelt: Der technische Fortschritt und seine Förderung finden wieder überwiegend Zustimmung, die Förderung der technologischen Entwicklung wird wieder mehrheitlich befürwortet.

Auch der Gegensatz zwischen Natur und Technik ist weithin aufgelöst, verschwunden. Das liegt auch daran: Die Priorität des Umweltschutzes vor wirtschaftlichem Wachstum hat in den letzten Jahren stark nachgelassen. Auch die Studierenden setzen wieder mehr auf Technik, Wachstum, Fortschritt, damit zugleich auf Wettbewerb und Konkurrenz. Die Nutzung der Atomkraft wird dagegen oft abgelehnt: obwohl Pro und Contra unter den Studierenden strittig geblieben sind.

Was vordem als unvereinbarer Gegensatz den Studierenden erschien, das erleben sie heute viel seltener und weniger ausgeprägt als Wider-

spruch. Wir beobachten also zugleich; mehr Utilitarismus aber auch mehr Idealismus, weniger soziale Solidarität aber mehr Setzen auf Familie und Freundschaft, weniger öffentliches Engagement aber viel latente Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen.

Es ist verständlich, dass beide Entwicklungen, zum einen weniger „ideologische Konflikte“ zwischen studentischen Gruppierungen (RCDS und Jusos koalieren) und zum anderen weniger „persönliche Profile“ als Eintreten für unterschiedliche Überzeugungen, das dies zusammen dann eher als „erfreulicher Pragmatismus“ und als „mehr Toleranz“ verstanden wird. Davor ist aber zu bedenken zu geben, dass es eher als ein Durchwursteln in Beliebigkeiten, sich Durchschlagen in den Gegebenheiten zu verstehen ist, denn als ein konzeptueller Pragmatismus (etwa amerikanischer Provenienz nach Dewey oder Kaplan, bei dennoch klaren sozialen und demokratischen Zielen, und als eine reflektierte Toleranz (etwa im Sinne von Lessing) – aber vielleicht lege ich hier die Messlatte zu hoch. Ich meine aber nicht, wenn ich mir die Haltungen gegen Kriminalität und gegen Ausländer betrachte: sie zeugen von geringerer Toleranz.

7 Bilanz: Das Bild der Studentengeneration 2010 und Folgerungen

Es offenbart ein Bedürfnis, die jeweilige Generation der Jugend oder Studierenden handhabbar zu charakterisieren. Das ist ambivalent, denn es kann durchaus eine erhellende Aussage enthalten, oder aber ein irreführender, vernebelnder Vorgang sein. Die Frage bleibt uns: Handelt es sich um einen berechtigten Idealtypus oder um eine einseitige Verzerrung?

Es hat etwas von Marktschreierei an sich, die Jugend und Studierenden mit auffallenden, einprägsamen Etikettierungen zu belegen: solche Bücher und Schriften finden dann überraschend guten Absatz (und sei es in den Bahnhofsbuchhandlungen oder an Tankstellen): so habe ich mir „Die Generation Golf“ an einer Raststätte (Göttingen) und die „Generation Doof“ in einem Bahnhof (Karlsruhe) gekauft.

Verfolgen wir die Benennungen der Jugend und Studierenden seit Bestehen der Republik, zeichnet sich eine bemerkenswerte Entwicklung ab. Folgende Abfolge der studentischen Generationen lässt sich verfolgen:

In den 50er Jahren sah sie sich als „skeptische Generation“ titulierte, die „kein Ferment politischer Unruhe sei“ (da waren sich Schelsky und Friedeburg einig).

Zu Beginn der 60er Jahre trat die Generation der Unbefangenen auf, schon politisch offener und aufmüpfiger, sie war unideologisch aber antimilitaristisch und kritischer.

Dann kam in der zweiten Hälfte der 60er Jahre die „unruhige Generation“ (oft auf die 68er verkürzt). Sie war rebellisch, aufbegehrend, ja aggressiv. Sie veranstaltete Sit-ins, Go-ins, war stark im Erfinden von Slogans und Sprüchen (oft unterschätzt: sehr kreativ, auch im sozialen Leben). Sie stellte die System- und Machtfrage. Das hielt sich bis in die 70er Jahre mit alternativen Bewegungen, auch mit Zersplitterung und Terror. Die bange Frage wurde gestellt: wie links und /oder undemokratisch sind diese Studierenden?

Anfang der 90er Jahre dann die politische Zäsur mit der Wiedervereinigung, dem Ende des Kalten Krieges, der Globalisierung. Schon in den 80er Jahren wird ein Rückzug der Studierenden aus dem öffentlichen Leben diagnostiziert. Aber in dieser wichtigen Zeit bleiben die Studierenden eigentümlich „Abseits der Wende“, als ob sie nicht wüssten, was sie damit anfangen sollen. Das liegt auch daran, dass nun Fragen des Konsums und Lebensstils, auch von Beruf und Qualifikation, in den Vordergrund rücken: Nach Inspektion werden sie zur „Generation Golf“ (Illies 2001) titulierte, eher egoistisch, an sich selbst statt an Solidarität und die Verbesserung der Welt zu denken. Auch eine Zunahme von Resignation und Sarkasmus werden ihnen bescheinigt.

Zu Beginn des Jahrtausends kommen Studien über die Jugend zu dem Schluss, es handele sich nun um eine „pragmatische Generation“ ; sie werden aber auch als unzufriedener und politikverdrossener diagnostiziert. (Dieselben Autoren der Shell-Jugendstudie deklarieren nun erneut die Entdeckung der „pragmatischen Generation“, sie sei nun aber „zuversichtlich-optimistischer; ein fast neues Etikett (gemäß Zeit-Kolumne)

In einem sarkastischen, aber hilflosen Ton wird schließlich von der „Generation Doof – wie blöd sind wir eigentlich“ geschrieben, weniger selbstkrisisch, sondern im modischen Stil der stand-up-comedy: der Text

wird als „unterhaltsam, aber oberflächlich“ charakterisiert, was die Generation kennzeichnen kann, wird auch deren Beschreibung attestiert.

Sie haben hoffentlich bemerkt, dass mir nicht daran gelegen ist, ein stimmig-stimmungsvolles Bild dieser Studentengeneration zu zeichnen, sondern den Versuch einer Annäherung an ihre Werte, Orientierungen und Haltungen vorzunehmen. Ich bin daher auch zurückhaltend mit allgemeinen Etikettierungen; schon einmal, noch nicht lange her, habe ich mich hinreissen lassen, sie als die „ratlose Generation“ zu bezeichnen – das ist sie weithin immer noch

Drei Themen bleiben, die keine endgültige Antwort darstellen, sondern eher fragend vorgebracht werden, freilich mit einem bedenklichen Unterton: Sie will ich abschließend zur Diskussion stellen.

a) Hoffnung auf Erfolg – Angst vor Misserfolg: kann das „optimistisch“ genannt werden?

Eine spezifische Konstellation ist für mich bei dieser Studentengeneration, wenn wir bei 2010 auch 2006 einbeziehen, also seit der Jahrtausendwende auffällig – und dies hat es meiner Übersicht nach, bei den Studentengeneration nach dem 2. Weltkrieg in Deutschland nicht gegeben, bei allem geäußerten Optimismus, der zudem stark abhängig vom konjunkturellen Verlauf der Berufsaussichten ist – und außerdem bei den Studierenden gar nicht so stark ausschlägt: bei dieser Generation ist die Angst vor Misserfolg weit größer, die Hoffnung auf Erfolg bleibt wie gelähmt. Warum fragt man sich da; meine möglichen Erklärungen: Keine Eigengestaltung, mehr Abhängigkeit, mehr Undurchschaubarkeit, mehr Defizite, mehr Befürchtungen bei aller Anstrengung und Wettbewerb letztlich bei den Verlierern zu sein – in der ökonomischen Auseinandersetzung wie im Kulturkampf (im eigenen Land wie in der Welt)

b) Beliebigkeit, Gleichgültigkeit und Bindungslosigkeit

Bei Fragen zu Werten, Zielen, Haltungen weichen die Studierenden sehr häufiger in die Kategorie „weiß nicht“, „kann ich nicht sagen“ aus oder wählen eine Kategorie der mittleren Stufe. Auf den ersten Blick wirkt das wie mehr Toleranz oder Großzügigkeit; bei genauerer Betrachtung wird daraus für mich: Konzeptlosigkeit, ein Verlust an Authentizität und Profil, bis hin zu Beliebigkeit und Gleichgültigkeit.

Das erscheint als Ratlosigkeit, kann auch so etikettiert werden, aber wir müssen sehen: hier setzt die Meinungslosigkeit ein - und dies halte ich für eine durchaus problematische Entwicklung. Ihre Zurückhaltung ist weniger ein Ausweis von Toleranz, sondern mehr von Gleichgültigkeit und Beliebigkeit. Die Studentenschaft ist in großen Teilen durch „Ratlosigkeit“ und „Verunsicherung“ gekennzeichnet. Diese Konstellation ist deshalb bedenklich, weil sie der Verführbarkeit oder Manipulierbarkeit eher die Türen öffnet. Eine „Politisierung“ dieser Meinungslosen folgt oft dann, wenn sie einsetzt, gefährlichen Populismen und möglicherweise dann in politische Extreme.

Ich bleibe auch nach den neueren Befunden dabei: Ideale, noch mehr Visionen sind den Studierenden heute eher fremd, jedenfalls weit mehr als früheren Studentengenerationen. Es muss nicht gleich der rebellische Idealismus eines jungen Schiller sein, er war schon recht heftig, aber etwas mehr pragmatischer Idealismus, etwas mehr Engagement für die Allgemeinheit, etwas mehr Bemühungen um Konzepte für die Zukunft, etwas mehr Mut zu Positionen und ihre öffentliche Vertretung, all das tut den Studierenden und den Hochschulen gut.

c) Die verlorene Verantwortlichkeit: Unsicherheit und Anomie

Einige **Folgerungen** bin ich Ihnen und mir schuldig, nur zwei will ich anführen. Erster Schritt: **mehr Verantwortlichkeit** tatsächlich übernehmen und Engagement befördern; allgemein, an der Hochschule, in der Fachschaft, im Studentenwerk.

Zweiter Schritt: Aufforderung und Unterstützung zur **Zukunftsgestaltung**. Also Konzepte bilden, sie fragen, was daraus werden soll; durchaus Alternativen entwickeln – innovativ sein. Ihnen nicht immer gute Vorschläge machen; es besser zu wissen, Regularien aufzustellen – aber mit ihnen diskutieren und sich mit ihnen Auseinandersetzen – sich bewusst zurückziehen.

Mit der Einführung des Bachelor, dieser Bezug sei hergestellt, ist das Studium vielerorts sehr strikt gefasst und standardisiert worden. Oftmals ist es auf eine Berufsbefähigung einseitig ausgerichtet, soll zügig ohne Um- und Nebenwege durchlaufen werden.

Das geht sogar vielen Studierenden zu weit. Daher fordern sie mehr Zeit zum Nachdenken und Diskutieren, für Experimentieren und Ausprobieren, auch um breitere Erfahrungen, etwa im Ausland oder durch Praktika, zu sammeln.

In diesem Begehren sollten sie unterstützt werden, indem die Ausbildungsziele und die Lehre wieder stärker auf Bildung und Idealismus, auf Internationalität, demokratische Teilhabe und öffentliches Engagement ausgerichtet werden. Eine solche Studienqualität käme nicht nur der heutigen Studentengeneration zugute, sondern auch den Hochschulen und der Gesellschaft, also uns.